Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 364. Berlin, Mittwoch, den 21. Juli 1886. XV. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht.

General „Reklame".

β **Paris**, 18. Juli.

(Von unserem Korrespondenten.)

Im Anfang hat man den General Boulanger mit seinen Verordnungen über das Tragen der Bärte, den Anstrich der Schilderhäuser, belächelt; als er aber allerhand Schritte für die Hebung des Ansehens des Unteroffizierstandes, bezüglich der Rekrutirung, des gleichmäßigern Avancements, der Dislozirung verschiedener Regimenter that, fand er seine Tadler, und, wie das gleichzeitig einzutreten pflegt, seine Bewunderer. Als er dann über den in seiner Eigenliebe verletzten beliebten Reiter-General Gallifet zur Tagesordnung überging; darauf einen Konflikt mit dem als Stütze des Republikanismus bekannten General Saussier nicht nur nicht scheute, sondern gleich scharfen Tadel gegen den General Courcy erhob, als er denn im Ministerrath den seltsamen Scherz machte, daß der General Saussier erforderlichen Falles ihn nicht daran hindern werde, wenn es ihm nothwendig erschiene, seine sämmtlichen Kollegen gefangen zu setzen, da wurde die öffentliche Meinung stutzig.

Unter der scherzhaften Maske, die man anzunehmen beliebte, verbarg sich ein gewisses Gefühl der Beklemmung, das namentlich in gemäßigt republikanischen Kreisen wahrzunehmen war und auch zum Ausdruck gelangte. Die Witze: Boulanger I. und die Dynastie Boulanger waren, ich würde, wenn ich nicht glaubte damit etwas über das Ziel hinauszuschießen, sagen, nicht frei von Galgenhumor.

Es kommen die Ereignisse der letzten Woche: Die Parade, in welcher der General eine Reihe von militärischer Mätzchen machte, die auf den leicht entzündbaren Geist der französischen Massen nicht verfehlen konnte, ihre Wirkung auszuüben. Wie im Karoussel sprengt er vor die Tribüne, auf welcher der Präsident der Republik sitzt, zieht den Federhut und bittet um die Erlaubniß, das militärische „Schauspiel", in welchem er der erste Komödiant, beginnen zu dürfen. Die Verleihung der Dekorationen erfolgt coram publico mit „Accolade" (Umarmung) und Ritterschlag. General Boulanger führt darauf die Parade selbst bei dem alten Herrn Grevy vorüber. Nach dem Schluß galoppirte er neben dem Wagenschlag desselben einher. Allen Ovationen gegenüber nimmt er eine verschämt-bescheidene Haltung ein.

Am nächsten Tage erscheint der Brief des Präsidenten der Republik, in welchem sich derselbe über die militärische Leistung der Truppen bei der Revue überaus anerkennend äußert. Darauf haben wir die Ernennung des Generals zum Groß-Offizier der Ehrenlegion. Hiernach der Zwischenfall Lareinty. Der Tag zwischen dem Auftritt im Senat und dem Duell muß aber ausgefüllt werden. Im Laufe desselben wird seine Rede, auf mächtigen Plakaten gedruckt, angeschlagen, die er in der Aumale-Affaire im Palais Bourbon gehalten. Herr Boulanger erscheint am Abend im neu eröffneten Militär-Kasino, wo man den aus Tonking zurückgekehrten Offizieren ein Fest giebt, zu dem ein Zapfenstreich veranstaltet worden. Paris, das seit langer Zeit nichts von militärischen Festen gesehen und das noch von der Parade berauscht ist, bricht in unermeßlichem Jubel bei dem Anblick der fackelbeleuchteten Kürassiere und dem Klange der militärischen Weisen aus. Man hat ja schon dinirt und ist zum Beifall bereiter. „Vive l'armée, vive Boulanger!" heißt es. Vor dem Militärkasino stehen Schaaren von Menschen. Auf aller Lippen ist der Name Boulanger.

„Wo ist er?" frägt man, indem man auf eine Gruppe auf dem Balkon versammelter Generale weist.

„Dort!"

„Nein, der hat nicht die weiße Feder des Korpskommandeurs", berichtigt ein Anderer verständnißinnig.

Endlich erscheint Boulanger. Ich bemerke ihn als einer der ersten. „Le voilà", sage ich meinem Nebenmanne, und in weniger als einer Minute tönt es brausend: „Vive Boulanger!" Man bemerkte: Boulanger „tout court", was einen hohen Grad von Popularität hier in Paris bedeutet.

Der Enthusiasmus wird zur Tollheit, als der General das Kasino verläßt. Man will ihn zum Wagen tragen. Warum nicht lieber gleich auf die Schulter, den Schild erheben? Man verfolgt ihn mit erdrückendem Beifall. Doch diese Frenesie ist noch immer steigerungsfähig.

Nun hat das Duell stattgefunden. Lareinty zielt, drückt ab, fehlt. Der Kriegsminister schießt sein Pistol in die Luft ab. Dieses Gerücht durchläuft stundenlang die Stadt. Der „Matin", in der Lage sich an authentischer Quelle seine Information zu holen, verbreitet diese Version in einer dritten Auflage. Eine neue Ovation wird dem General bei seiner Rückkehr vom Kampfplatz an dem Thore des Palais du Louvre zu Theil.

Den ganzen Nachmittag hört man Nichts auf den Boulevards als: N'est-ce-pas chic? N'est-ce-pas chevaleresque?

Wenn man dann fragt: Wie würden Sie denn in dem Falle gehandelt haben, so erhält man ständig zur Antwort: „Ebenso".

Nun frage ich: Wenn wir's Alle ebenso gemacht hätten, was ist dann Außerordentliches an dem Verhalten eines Mannes, der in anderem Feuer gestanden, als dem einer Pistole in der Hand eines Greises? Darauf bleibt man mir dann die Antwort schuldig.

Alle Dinge haben aber ihren Kulminationspunkt. Es scheint, daß Boulanger ihn mit dem gestrigen Duell erreicht hat, vielleicht befindet er sich bereits auf dem absteigenden Ast seiner Popularität, denn all' der bei dem Duell angeblich entwickelte Edelmuth zerfällt heut in Nichts. Boulanger hat ganz menschlich seinen Feind über den Haufen schießen wollen, wie dieser ihn. Es ist für einen alten Soldaten traurig zu sehen, wie die Politik mit ihrem Ehrgeiz und ihren Konzessionen an die Verlogenheit die besten Soldatennaturen verdirbt. Und Boulanger, der jede Charge und fast jeden Orden mit einer Verwundung erworben, ist eine solche Soldatennatur. Der Ehrgeiz desselben ist in falsche Bahnen gelenkt. Um den gesunden Stamm schlingt sich ein Rankenwesen von Reklame und Aufgeblasenheit, von theoretischer Mache und soldatischer Unsolidität, die den Stamm selbst zu ersticken drohen.

Wenn es sich nun ausschließlich um die Befriedigung persönlicher Eitelkeit handelte, so wäre das schließlich des Kriegsministers Sache, sich mit seinen Popularitäts-Erfolgen oder Mißerfolgen abzufinden. Aber er erweckt dadurch, daß er die Regie seiner militärischen Schauspiele mit großer Geschicklichkeit führt, die Täuschung, daß auch im Ernstspiel Alles sich so ausgezeichnet gestalten dürfte, und ruft Hoffnungen und Erwartungen hervor, die das Land in neue Unruhen stürzen können.

Man sagt hier, General Boulanger habe es wunderbar verstanden, den militärischen Geist der Nation neu zu beleben und, anfangend mit seiner berüchtigt gewordenen Redensart: „Der Soldat in Decazeville theilt mit dem Arbeiter seine Schüssel," auf alle mögliche Weise das Heer populär zu machen.

Freilich schütteln einzelne ruhig Denkende ganz bedeutend das Haupt und sehen in ihm einen unruhigen Prätorianer-General, dem man nicht über den Weg trauen kann.

Macbeth war auch ein braver Mann, ein tapferer General, ehe der verzehrende, von seinem Weibe genährte Ehrgeiz über ihn gekommen ist. Ich finde, Boulanger hat viel Talent zum Macbeth. Seine Hexe heißt: Clemenceau.

---

* Die königliche Kabinets-Ordre, betreffend die Betheiligung der Offiziere an den öffentlichen Wettrennen, ist nach der N. Z., nunmehr ergangen. Die Veröffentlichung des Wortlauts wird wahrscheinlich demnächst erfolgen. Es werden darin den preußischen Offizieren hinsichtlich der Rennen sehr bedeutende Beschränkungen auferlegt; insbesondere wird ihnen jeder Verkehr mit den sogenannten Buchmachern streng untersagt. Sie dürfen fortan nur in Uniform mitreiten und dürfen nicht die Pferde solcher Sportsleute benutzen, die aus den Rennen ein Geschäft machen. Die Kabinetsordre entspricht den Vorschlägen jener Kommission höherer Offiziere, die das neue Kavallerieregelement ausgearbeitet und die sich zur Berathung der Rennfrage aus Offizieren aller Waffengattungen verstärkt hatte.

---

* Bekanntlich hatte der Bundesrath in seiner Sitzung vom 18. Juni vorigen Jahres Beschlüsse gefaßt, welche sich auf die Herstellung einer Statistik der Todesfälle an Pocken bezogen und den Medizinalbeamten und Standesbeamten die Pflicht auferlegten, bestimmt vorgeschriebene Zählkarten zu führen, welche dem Reichsgesundheitsamt behufs weiterer Bearbeitung einzureichen sind, die Detail-Ausführungsbestimmungen aber den

---

II Zur Charakteristik der Papuas.

„Dieselben Motive des Handelns, dieselben Gemüthseigenschaften, dieselben Leidenschaften, dieselbe Weise der Erregung, der Verkettung und des Verlaufs der inneren Thätigkeiten sehen wir am rohen Naturmenschen auftreten, wie am civilisirten Europäer, ohne daß die Rasse einen Unterschied macht, und sobald uns nur die Motivirung des Handels bekannt ist, können wir nicht umhin, auch in dem affenähnlichsten Neger eine uns homogene verständliche Natur zu erblicken."

In diese Worte faßt ein deutscher Forscher, Dr. A. B. Meyer, der im Jahre 1873 längere Reisen im westlichen, zum holländischen Kolonialbesitz gehörigen Theile Neu-Guineas gemacht und diese größte aller Inseln unseres Planeten an ihrer schmalsten Stelle durchquert hat, sein Urtheil über die Urbevölkerung derselben zusammen.

Man könnte fast in Versuchung geführt werden, die Richtigkeit dieses Urtheils anzuzweifeln, wenn man aus den Aufzeichnungen zweier englischen Missionare*) entnimmt, daß bei den Papuas die Begriffe des Menschlichen und des Thierischen so wenig unterschieden sind, daß der Anblick einer Frau, welche ihre Liebe zwischen dem eigenen Kinde und einem jungen Schweine theilt, die sie beide zugleich an ihren Brüsten säugt, in Neu-Guinea nicht zu den Seltenheiten gehört. Angesichts dieser auch von anderen, nicht minder glaubwürdigen Reisenden verbürgten Thatsache fragen wir uns wohl, wo denn der Mensch aufhört, Mensch zu sein. Wir nennen es einen menschlichen Zug im Thiercharakter, wenn eine Katze junge Hunde nährt; wir lassen die Sage von einer Wölfin erzählen, die Romulus und Remus säugte, aber es wird uns schwer, zu glauben, daß auch ein Mensch Thiere lieben kann wie seines Gleichen.

John Chalmers ist ein um die Kenntnisse, die wir vom südöstlichen Neu-Guinea besitzen, wohlverdienter Mann. Er hat mit Unterbrechungen neun Jahre lang diesen Theil der Insel besucht; er hat Wochen und Monate an verschiedenen Orten derselben gelebt und ohne Zweifel manches Gute unter den Wilden gethan; er besaß den Muth, von Anfang an unbewaffnet unter sie zu gehen und so ihr Mißtrauen zu vermeiden. Er verstand, die Eingeborenen so geschickt zu behandeln, daß er, obwohl sein Leben oft in Gefahr schwebte, doch niemals in direkten Kampf mit ihnen verwickelt wurde.

Chalmers' Freund und Gefährte in der Missionsarbeit auf den Südsee-Inseln, W. Wyatt Gill, schildert uns die Eindrücke, die sich ihm auf einer siebenwöchentlichen Rundreise an der Südostküste der Papua-Insel eingeprägt haben. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Beider (von Richard Lesser ins Deutsche übertragen) entsprechen, wie wir das von Missionaren nun einmal fast durchweg nicht anders gewohnt sind, dem einseitigen Standpunkte ihres Berufes, enthalten aber viele dankenswerthe Hinweise auf das seelische und physische Leben der Eingeborenen und können namentlich spätere Reisende über die Art und Weise belehren, wie sie im Interesse ihrer persönlichen Sicherheit am besten mit diesen gefürchteten Wilden zu verkehren haben.

Aus dem oben erwähnten, überaus drastischen Beispiele von der zärtlichen Liebe der Papuas zum Schweine erhellt wohl zur Genüge, daß dieser Vierfüßler, der darin einen süßen Trost für sein bitteres Verkanntwerden in anderen Ländern finden mag, das am meisten geschätzte Thier in Neu-Guinea ist. Und das ist es in der That, in zahmem wie in wildem Zustand. Zwar kam Chalmers auch in einzelne Ortschaften, deren Bewohner einen fetten Krokodilbraten, Schlange in Gelee, ein pikant zubereitetes Würmerragout, die eine oder andere Fischart — von Menschenfleisch ganz zu schweigen — dem Schweinebraten bei Weitem noch vorzogen; aber im Allgemeinen bleibt das Schwein doch das wichtigste Thier auf der ganzen Insel. Die Zubereitung desselben läßt zwar auch Manches zu wünschen übrig; oft wird das frischgeschlachtete Thier nur so lange am Feuer gerüstet, bis die Borsten abgesengt sind, dann in Stücke zerrissen und zum Munde geführt, wobei die eigenthümlichen Gourmands jeden einzelnen Happen mit einem Bambusmesser vor den Zähnen abschneiden. Desto sorgfältiger ist die Pflege des lebenden Thieres; es theilt die Wohnung des Menschen, sei es, daß diese auf ebener Erde, auf Pfahlbauten in Flüssen und Sümpfen oder auf dem Gipfel eines riesigen Baumes sich befindet. Im letzteren Fall trägt der Papua seinen Liebling selbst die steile Leiter hinauf und füttert ihn oben in rührender Sorgfalt. In Tobokau schlief Chalmers einst im Hause eines Häuptlings in der „guten Stube", neben ihm lag ein Schwein, das ihn natürlich durch Grunzen und noch etwas Schlimmeres am Schlafen hinderte; gern hätte er es hinausgeworfen, aber er wußte, daß er dadurch seinem Gastfreunde eine tödtliche Beleidigung zufügte, zur Strafe für welche er wahrscheinlich selbst in höchst unsanfter Weise würde an die Luft befördert sein.

Das Schwein spielt in allen Lebenslagen der Papuas eine hervorragende Rolle; dem Gastfreund zu Ehren wird das fetteste Schwein geschlachtet; der Zauberer, Regenmacher, Medizinmann erhält für seine Mühewaltung den schönsten Tomahawk, die kostbarsten Muscheln oder das größte Schwein; Kriegsentschädigungen müssen in erster Linie in Schweinen geleistet werden; der Heirathskandidat muß für seine Frau — in einzelnen Theilen der Insel sind Jungfrauen umsonst zu haben, nur für Wittwen muß bezahlt werden — mindestens eine gewisse Anzahl der geliebten Rüsselthiere abgeben. Und wenn eine papuanische Schöne zum Tanze geht, so schmückt sie sich mit prachtvoll gelben und scharlachrothen Papageienfedern, mit den golden und silbern glänzenden Federn des Paradiesvogels, mit allerhand bunten Muscheln und mit — Schweinelschwänzen.

Aber nicht nur seine Schweine liebt der Papua, er liebt auch seine Kinder, und diese hängen mit Zärtlichkeit an ihren Eltern. Davon erzählen uns Chalmers und Gill viele Beispiele. Freilich äußert sich diese Liebe oft in einer Weise, die uns Schaudern und Entsetzen einflößt. Die Blutrache ist unter Tagesordnung und führt häufig zu einer endlosen Reihe von Unthaten; auch erzählt Chalmers den charakteristischen Fall, daß Mutter und Schwestern die Ueberreste eines den Klauen eines Krokodils entrissenen jungen Mannes, ihres Sohnes und Bruders, unter lautem Wehklagen roh verzehrten.

Von einer Religion ist fast gar keine Spur vorhanden; die Papuas kennen — genau wie die Australneger — nur einen bösen Geist, den sie unter den verschiedensten Namen und in den mannigfaltigsten Gestalten fürchten. Daneben huldigen sie einer Art Verehrung ihrer Todten, und dieser Kult wird geübt in einer Weise, die einerseits die unglaublich niedrige Kulturstufe, auf der diese Menschen stehen, erkennen läßt, andererseits aber doch in seinen Vorbedingungen die Gewähr enthält, daß selbst in den Papuas menschliche Triebe vorhanden sind, welche man sonst an ihnen sehr oft abzuleugnen versucht wird.

Wenn Chalmers bisher etwas Gutes auf der Insel gewirkt hat, so ist es der Umstand, daß er wenigstens an einzelnen Orten die Wilden gelehrt hat, ihre Todten regelrecht zu bestatten. Die Sitte herrschte bisher nur in den wenigsten Gegenden, und auch dort nur in primitivster Weise. Bei den Suau-Leuten z. B. fand Wyatt Gill kleine Häuser, die über Familiengräbern erbaut waren; in diesen werden die Gestorbenen in sitzender Stellung mit gefalteten Händen begraben, Erde wird nur bis zur Höhe des Mundes hineingeworfen und der Kopf mit einem irdenen Topf bedeckt; nach einiger Zeit wird letzterer wieder fortgenommen und das Gerippe — die Verwesung tritt sehr schnell ein — hervorgeholt und gereinigt, um in einem Korb oder Netz in der Behausung des Todten über dem Feuer aufgehängt zu werden, wo es im Rauche schwärzt. So geht die Liebe zum Verstorbenen in Anbetung desselben über.

In der Gegend von Port Moresby wird dem Verstorbenen von dessen nächsten Anverwandten, welche Daumen und Zeigefinger dabei als einzige Werkzeuge benutzen, das Fell abgezogen; dann wird Monate lang zu Kopf und Füßen des Leichnams ein Feuer brennend unterhalten, bis das Fleisch allmälig vertrocknet und nur das Skelett übrig bleibt. Dieses wird dann gut eingewickelt und an einem Baume aufgehängt, mit der übrigbleibenden Asche reiben sich Verwandte und Freunde das Gesicht ein; Gesang und Tanz beschließen diese Art der Bestattung.

Am weitesten verbreitet ist aber in Neu-Guinea, wenigstens auf der etwa 100 Meilen langen südlichen Küstenstrecke vom Ostkap bis Motumotu, die Sitte, die Gestorbenen überhaupt nicht zu bestatten. Im Dorfe Papuga unweit des Brownflusses, sah Chalmers einen Leichnam, den man, damit er besser trocknen sollte, vor die Hausthür in die Sonne getragen hatte. Auf einem Ausflug ins Innere östlich von der Heath-Insel sah Chalmers einst im Dorfe Domara im Hause seines Gastfreundes und suchte auf der vor ihm auf dem Tisch ausgebreiteten Karte die am folgenden Tage einzuschlagende Reiseroute festzustellen, als plötzlich fonderbare Tropfen rings um ihn niederfielen. Sie kamen von einem über Chalmers Kopf von der Decke des Zimmers herabhängenden Klumpen, der die zum Trocknen aufgehängten irdischen Ueberreste der Großmutter des Gastgebers enthielt! Auf einer von Port Moresby ins Inland unternommenen Reise traf unser Gewährsmann im Dorf Hawele im Kupele-Distrikt eine Frau in tiefer Trauer um ihre Tochter; sie hatte sämmtliche Schmucksachen, die einst der Verstorbenen gehörten, um den Hals gehängt, und dazu deren Kinnbacken; gelegentlich besuchte sie den im Gemeinde-Todtenhause aufgestellten kopflosen Leichnam ihrer Tochter und rieb sich, zum Zeichen ihrer tiefen Trauer, mit dem Ausfluß desselben ein. In der nächsten Nähe von Port Moresby, also in dem Theil der Insel, auf dessen verhältnißmäßige Kultivirung die Engländer die meiste Mühe verwendet haben,

---

*) Neu-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877—1885 von James Chalmers und W. Wyatt Gill. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1886.